Fürstin Laja.

Roman von Erich Ebenstein.

(9. Fortsetzung.)

Sie hielt plötzlich inne, und eine Wolke verdüsterte ihr Gesicht. Es war ihr eingefallen, daß sie ja vielleicht im Winter gar nicht mehr auf Riedenau sein könnte. Wenn Rainer nun eines Tages das Wort Scheidung aussprechen werde? Und das war ja nur eine Frage der Zeit. Sie hätte blind sein müssen, um nicht zu begreifen, daß ihn Laja fester denn je an sich zu fesseln trachtete.

„Die Spinnräder nehmen wir also mit", sagte die Peters fröhlich, „ich hoffe, daß ich es schon noch treffen werde."

„Ja — lassen Sie sie nachher hinabtragen", antwortete Sylvia zerstreut; wir können aber auch jetzt gleich damit einen Versuch machen und gar nicht auf den Winter warten."

Als sie eine Viertelstunde später über den Wirthschaftshof zurückgingen, schlich eine Frau mit verbundenem Kopf an ihnen vorüber. Der freie Theil des Gesichts zeigte blaue Flecke und blutunterlaufene Stellen.

Sylvia blieb unwillkürlich erschrocken stehen, denn sie dachte an einen Unglücksfall, aber die Frau drückte sich scheu zur Seite und verschwand in dem abseits stehenden Gebäude, in dem der Forsthüter untergebracht war.

Fräulein Peters warf ihr einen mitleidigen Blick nach.

„Haben Sie gesehen, wie die Frau aussah?" fragte Sylvia immer noch bestürzt. „Was mag ihr nur geschehen sein?"

„Es ist die Frau des Forsthüters Götz. Wahrscheinlich hat der sie wieder so zugerichtet."

„Wie—ihr eigener Mann? Aber warum denn?" rief Sylvia entsetzt.

Fräulein Peters zuckte die Achseln. „Das ist eine sehr traurige Geschichte, Frau Gräfin. Der Götz ist sonst ein tüchtiger Mensch gewesen, bis — na, bis die Jule drüben ins Rettenbacher Wirthshaus kam. Zwei Jahre werden's jetzt sein. Seitdem sitzt er jede freie Stunde bei ihr, und wenn er dann betrunken heimkehrt, prügelt er sein armes Weib. Jedermann hat Mitleid mit ihr, aber helfen kann ihr wohl keiner."

„Er schlägt sie? Mein Gott, das ist ja schrecklich! Warum läßt sie sich das gefallen?"

„Du lieber Gott — sie sind doch nun einmal verheirathet. So was kommt bei diesen Leuten wohl auch anderwärts vor. Sor arg wie bei Götzens freilich nirgends."

Sylvia war ganz blaß geworden vor Erregung. „Sie könnte sich doch scheiden lassen! Zumal er auch sonst nichts mehr von ihr wissen mag!"

„Die Götz ist eine wunderliche Person. Wenn ihr das einer sagt, wird sie grob. Ich hab's selbst einmal versucht, denn die Frau that mir zu leid, aber sie fuhr mich gleich an: ‚Davon verstehen Sie nichts, Fräulein. Was die Ehe ist, ist einmal die Ehe! Da soll sich mir nur keiner dreinmischen.' — Seitdem lassen wir's alle sein, mit ihr darüber zu reden."

In der Küche kostete Sylvia verschiedene Gerichte und traf noch einige Anordnungen, gab auch da und dort eigenhändig etwas an Gewürzen zu und stieg dann nachdenklich mit Fräulein Peters in das erste Stockwerk hinauf, um sich umzukleiden, während die Peters den Tisch deckte. Lambachs konnten in einer halben Stunde hier sein.

An der Thür ihres Zimmers blieb Sylvia noch einmal stehen.

„Fräulein Peters — weiß mein Mann das von den Götzens?"

„Ich glaube wohl. Jeder weiß es. Aber Götz ist im Dienst tadellos."

„Hat der Graf ihm denn nie etwas darüber gesagt? Redete er dem Götz nicht ins Gewissen?"

Ein wunderlicher Blick des alten Fräuleins glitt über die Gräfin hin. Verwundert und mitleidig zugleich. „Nein", antwortete sie dann zögernd, „um solche Dinge kümmert sich der Herr Graf nicht."

Sylvia fühlte, wie ihr ein unangenehmes Gefühl über den Rücken kroch. Es lag etwas hinter den Worten, das nicht ausgesprochen wurde, und in plötzlichem Schreck durchzuckte sie eine Ahnung dessen, was die Peters jetzt dachte. Dem Grafen waren solche Dinge in seiner Umgebung gleichgültig, und er durfte ja auch nicht sagen darüber, denn er selber —

„Lieber Gott", dachte Sylvia verzweifelt, „die Leute hier wissen es also schon, und sie bemitleiden mich insgeheim vielleicht gerade so wie jene!"

Stumm ging sie in ihr Zimmer und vertauschte das Hauskleid mit einem Gewand aus dunkelblauem Sammt, dessen Ausschnitt ein Kragen aus kostbaren alten Spitzen zierte.

Dabei dachte sie unaufhörlich an die Forsthütersfrau. Es war doch schmählich, daß die sich noch schlagen ließ, wenn ihr Mann ohnehin pflichtvergessen genug war, sie um einer anderen willen zu vernachlässigen!

Selbst bei Tisch nachher verließ sie dieser Gedanke nicht, und sie blieb zerstreut, wie sehr der Fürst sich auch Mühe gab, seine Tischnachbarin zu unterhalten.

Lambach war bei Tisch in bester Stimmung und konnte nicht genug sagen, wie gemüthlich es auf Riedenau sei, seit Sylvia hier sei. Besonders entzückt war er von dem Essen. „Das sind doch Gerichte, an welchen man sich satt essen kann!" sagte er. „Kein solcher Klimbim, wie bei uns daheim, wo man nie weiß, wie das Zeug eigentlich heißt, und wo alles nur auf den Aufputz hinausläuft."

„Unser Koch ist eben eine Kraft ersten Ranges", warf Laja gereizt ein, „und weiß, daß ich zierlich arrangirte Schüsseln liebe. Daß du keinen Geschmack dafür hast, dafür kann ich nicht."

„Ich habe gute Familienrezepte von Mahrenberg mitgebracht", erklärte Sylvia entschuldigend, denn sie merkte, daß es in der Fürstin kochte.

Aber sie goß damit Oel ins Feuer, denn der Fürst rief begeistert: „Ob ich mir's nicht gedacht habe, daß Sylvia selbst in die Küche geht! Du könntest dir wirklich ein Beispiel daran nehmen, Laja! Schließlich heirathet man doch, um in seinem Hause eine Hausfrau zu haben!"

Laja warf ihm einen funkelnden Blick zu, lehnte sich dann nachlässig zurück und sagte mit eisigem Hochmuth: „Es ist eben nicht jeder Frau Horizont in der Küche zu Ende. Du hättest dir ja einfach blos eine Wirthschafterin zu nehmen brauchen —" sie kniff die Augen zusammen und blinzelte erst Sylvia, dann Rainer an — „um es so gut zu haben wie Rainer."

Ein peinliches Schweigen folgte diesen Worten. Sylvia war blaß geworden, während sich das Gesicht Lambachs dunkelroth vor Zorn färbte, und Rainer wie erstarrt dasaß.

Ehe indessen Lambach Zeit fand, seiner Empörung Luft zu machen, hatte sich Sylvia gefaßt und sagte völlig ruhig und ohne eine Spur von Empfindlichkeit: „Wenn es dir recht ist, liebe Laja, so schicke ich einige Rezepte morgen an euren Koch. Und nun sprich weiter — du hast vorhin erzählt, daß Lori v. Graden die Absicht hat, nach Dollenau zu fahren. Das interessirt mich sehr. Was macht sie denn jetzt dort? Ich dachte, Gradens seien direkt von Wien nach Dobrinka?"

Zum ersten Male, seit er sie kannte, fühlte Rainer Bewunderung für Sylvia, und gleichfalls zum ersten Male stieg ein ernster Groll in ihm auf gegen Laja. Wie durfte sie — gerade sie — es wagen, Sylvia in ihrem eigenen Hause zu beleidigen?

Auch die Fürstin war verblüfft über Sylvias Takt und über die ruhige Sicherheit, mit der sie ihren Ausfall parirte. Aber sie las zugleich in Rainers Augen eine Mißbilligung ihres Benehmens, und das stachelte sie noch mehr auf. Nun wollte sie dieser Madonna mit der scheinheiligen Miene noch einen Stich versetzen und zugleich sich Gewißheit verschaffen über einen Verdacht, den sie längst im Stillen hegte.

„Was Lori Graden nach Dollenau führt?" antwortete sie lächelnd. „Walter natürlich! Sie ist ja ganz vernarrt in ihn, und wie ich die Kleine kenne, läßt sie ihn nicht mehr los."

Sylvia schlug die Augen erstaunt auf. „Lori Graden und — Walter?" sagte sie ungläubig. „Du glaubst, daß Walter —?"

Die Fürstin zuckte die Achseln und nickte. Sylvia mit boshaftem Lächeln zu. „Ja, die Männer sind einmal so unbeständig! Schließlich hat er lange genug dich angebetet, und da du ja doch höher hinaus wolltest, darfst du dich eigentlich nicht wundern, wenn er sich jetzt von Lori trösten läßt. Man heirathet eben nicht immer aus Liebe — wie du."

Rainer horchte hoch auf. Daß Walter Sylvia geliebt, hatte er ganz vergessen. Jetzt fiel ihm ein, daß Peneda einmal ähnliches behauptete. Er blickte Sylvia gespannt an. Was würde sie antworten?

Sylvia war dunkelroth geworden. Walters Liebe, die sie erst an ihrem eigenen Hochzeitstag erkannt hatte, schien ihr viel zu rein und heilig, um durch soche Bemerkungen entweiht zu werden. Sie hatte geglaubt, daß nur sie darum wüßte, daß es für immer ein Geheimniß zwischen ihnen bleiben würde, an das kein Wort rühren sollte, und sie fühlte sich für Walter verletzt durch die unzarte Bemerkung.

Darum sagte sie nun heftiger, als es eigentlich in ihrer Absicht lag: „Warum sollte Walter nicht aus Liebe heirathen? Ich begreife wirklich nicht, wie du seinen Namen mit mir in Verbindung bringst!"

„Ihr waret doch so viele Jahre die besten Freunde! Peneda hat mir einmal erzählt, daß du dich eigentlich nur dann blicken ließest, wenn Walter v. Sternberg nach Mahrenberg kam. Warum willst du ihn denn jetzt verleugnen? An deinem Hochzeitstag genoß doch auch er allein den großen Vorzug, dich auf deinem Abschiedsweg durch das Haus zu begleiten, und ihr bliebt so lange aus, und du warst so traurig nachher, daß dir gewiß nicht nur der Abschied von Mahrenberg schwer fiel. Ihr habt mir leid gethan damals!"

Sylvia hörte zu wie erstarrt. Langsam wich alles Blut aus ihren Wangen. Jene schrecklich Stunde damals tauchte wieder vor ihr auf, da sie diese Frau an Rainers Brust gesehen hatte, verzweifelt, fassungslos vor Liebe und Trennungsschmerz. Sie vergaß darüber ganz, was die Fürstin über sie und Walter gesagt hatte, sie fühlte nur, wie bei dieser Erinerung all die Qualen, welche sie mühsam in sich niedergekämpft hatte, wieder aufstanden und über sie herfielen.

Und das Wort blieb ihr in der Kehle stecken. Sie vergaß zu antworten, vergaß, wo sie war, vergaß alles.

Aber noch ein anderer saß da wie erstarrt.

Rainer sah ihr Erbleichen, sah ihr Schweigen, sah die Qual in ihren Zügen, und plötzlich war ihm, als fiele es wie Schuppen von seinen Augen. Seit jener Stunde in Mahrenberg vor der Abreise war Sylvias Wesen verändert. Damals hatte ihre kalte Gleichgültigkeit begonnen. Was war in jener Stunde zwischen ihr und Walter v. Sternberg vorgefallen? Hatte er ihr seine Liebe gestanden, und kam sie am Ende damals zur Erkenntniß, daß sie selbst mehr für ihn empfand, als sie ahnte?

Wie geistesanwesend fuhr er sich über die Stirn. Schweißperlen standen darauf. Eine große Unruhe bemächtigte sich seiner. Wenn es so war, mußte er sich dann nicht freuen darüber? Sie würde ja dann gern in die Scheidung willigen — mit beiden Händen danach greifen. Alles wurde leichter dadurch. Der Fürst würde ihnen keine Schwierigkeiten in den Weg legen, man fühlte ja aus jedem Wort die Abneigung gegen seine Frau heraus, und Walter würde warten — nur nicht zu lange zögern durfte man, dann konnten sie alle noch glücklich werden.

Aber es war seltsam: Rainer empfand keine Freude bei diesem Gedanken. Ein dumpf lähmendes Gefühl hielt ihn im Bann. War es das große Staunen über diese unerwartete Entdeckung? Oder litt sein Mannesstolz bei dem Gedanken, daß Sylvia, an deren blinde, anbetende Liebe für sich er einmal so fest geglaubt hatte, ihn nie geliebt hatte? Daß ihr Herz immer einem anderen gehört, daß sie ihn also unbewußt gerade so getäuscht hatte, wie er sie mit vollem Bewußtsein täuschte?

Es war albern, aber das Märchen von der ewigen Gerechtigkeit fiel ihm ein. Und das dumme Sprichwort von der Grube, welche man anderen gräbt, um nachher selbst hinein zu fallen.

Wieder fuhr er sich über die Stirn, als wolle er diese ungereimten Gedanken mit einer Handbewegung verscheuchen.

Und dann wurde er plötzlich sehr lustig und aufgeräumt. Der Fürst, welcher während des langen Schweigens erst verdutzt dreingeblickt, nachher unruhig auf einem Stuhl herumgerutscht war, hatte von seinen Reisen zu erzählen begonnen, und Rainer betheiligte sich auf das lebhafteste an dem Gespräch. Nie hatte ihn Laja so gesprächig gesehen.

Nach und nach fand sich auch Sylvia wieder zurecht. Es wurde musizirt und geplaudert, zuletzt spielte sie auf Lambachs Wunsch, der ein leidenschaftlicher Schachspieler war, eine Partie Schach mit ihm.

Es war heiß im Zimmer geworden, und man öffnete, um auch den Rauch etwas hinaus zu lassen — Laja hatte mit den Herren um die Wette geraucht — die Thür nach dem Balkon.

Rainer trat hinaus. Es war eine milde, klare Frühlingsnacht mit sternübersätem Himmel, voll Duft und bläulichem Glanz. Tief aufathmend lehnte er sich über die Brüstung.

Da stand plötzlich die Fürstin neben ihm. „Rainer", flüsterte sie ihm ins Ohr, „weißt du, daß du mir heute noch nicht ein einziges freundliches Wort gesagt hast?"

Fast erschrocken blickte er auf sie nieder und dann mit einem raschen Blick durch die offenstehende Thür ins Zimmer. „Wollen wir nicht lieber hineingehen? Es würde auffallen —"

„Nein — bleibe! Was liegt daran? Mögen sie es merken! Ich muß dich einmal wieder für mich allein haben! Es ist so lange her — so lange! — Immer steht Sylvia dazwischen! Fühlst du denn gar nicht, was ich leide, Rainer?"

Sie war sehr erregt. Um sie zu beruhigen, nahm er ihre Hand. „Du mußt vernünftig sein, Laja, mußt einsehen, daß es nicht anders geht. Später vielleicht — aber jetzt müssen wir doch beide Rücksicht nehmen: du auf deinen Mann, ich auf Sylvia. Wenn du so erregt bist, machst du uns das Leben nur noch schwerer."

„Ach, diese ewigen Rücksichten! Wozu eigentlich? Gundaker behandelt mich ja erbärmlich und Sylvia — bist du denn blind, daß du nicht siehst, wen sie wirklich liebt?"

Rainer ließ Lajas Hand fallen. Da war es wieder in ihm, das seltsam erschreckte Gefühl von vorhin. „Glaubst du wirklich, daß sie Walter Sternberg liebt?" fragte er beklommen.

„Felsenfest! Mir fiel ja damals gleich ihre Verwirrung auf, und als ich dann sah, wie sie gegen dich ist — o Rainer, ich bin doch nicht blind! Kein Mensch auf Erden ist ihr fremder und gleichgültiger als du. Heute hast du es selbst gesehen. Ich wollte nur auf den Strauch schlagen, aber sie kann sich ja nicht ein bischen verstellen. Heute ist es mir ganz klar geworden: sie liebt dich so wenig wie du sie — Gott sei Dank!"

Regungslos starrte Rainer hinaus in die bläuliche Frühlingsnacht.

Die Fürstin trat näher und schmiegte sich inniger an ihn. „Gieb sie frei!" flüsterte sie hastig. „Um ihret-, um meinet- und um deinetwillen. Damals, als du mir von Scheidung sprachst, schlug ich's ab, ich erschrak darüber, denn ich wußte nicht, wie sehr ich dich lieb hatte. Heute ist alles anders. Ich gehe zu Grunde daran, dich an Sylvias Seite zu sehen — ich hasse sie! Heute bin ich bereit, dir alles zu opfern, allem zu entsagen, was bisher mein Leben war, wenn ich dafür dich mein eigen nennen kann! Ihr spracht früher von Amerika, von Afrika — laß uns die Fesseln von uns werfen und dahin gehen, bis ans Ende der Welt, wenn du willst — nur fort."

Die Erregung schüttelte sie förmlich. Eine heiße Gluthwelle der Leidenschaft schlug ihm aus ihren Worten entgegen. Ihre schmalen Kinderhände umklammerten flehend seinen Arm.

Rainer stand noch immer regungslos. Wie betäubt hörte er zu, leuchtende Bilder glitten an seiner Seele vorüber, Bilder, von denen er voll Sehnsucht geträumt hatte, die ihm als der Gipfel irdischer Glückseligkeit erschienen waren. Was aber zog sich jetzt dazwischen wie ein schwarzer Faden, ihren Glanz trübend? Warum griff er nicht zu?

„Es ist schlecht von ihr, das jetzt zu sagen — hinter dem Rücken der beiden da drinnen."

Verwirrt blickte Rainer um sich. Hatte das jemand wirklich gesagt? Irgendwo draußen in der Dunkelheit oder tief drinnen in einem Winkel seiner Seele, den er selbst noch nicht kannte?

„Rainer — Rainer, warum antwortest du nicht? Woran denkst du?" drängte Laja ungeduldig.

Schmeichelnd legte sich der zärtliche Ton um sein Herz. Aber er blieb stumm.

Da sagte im Zimmer Lambachs Stimme triumphirend: „Schach dem König — und matt! Du bist besiegt, Sylvia!"

Und Sylvia wiederholte leise, mit seltsam schmerzlichem Ton: „Ich bin besiegt — ja!"

Dann standen beide auf.

Rainer erwachte aus seiner Erstarrung. Hastig trat er ins Zimmer zurück, wohin ihm Laja langsam folgte.

Als sie in den Schein der Lampe trat, trug ihr Gesicht den alten ruhigen Ausdruck, und ihre Stimme klang oberflächlich und gleichgültig, als sie fragte: „Also Gundaker hat dich matt gesetzt?"

„Wie gut sie sich verstellen kann!" dachte Rainer. „Viel besser als Sylvia, die immer noch blaß aussieht und ganz verstört dreinblickt."

Es war nahe an Mitternacht, und Lambachs brachen auf. Riedbergs begleiteten sie hinab bis ans Thor.

Als der Wagen fortgerollt war, ging Sylvia nach dem Speisezimmer zurück. Rainer folgte ihr, zündete sich noch eine Cigarre an und setzte sich schweigend an die geöffnete Balkonthür.

Von hier aus sah er Sylvia zu, wie sie die Weinflaschen in das Büffet zurückstellte und die Reste des Desserts verschloß. Und plötzlich mußte er an seine verstorbene Mutter denken. Genau so hausfraulich hatte sie auf Riedenau geschaltet und gewaltet. Er erinnerte sich deutlich, daß auch sie, wenn Gäste dagewesen waren, nachher immer selbst die Reste verschlossen und noch Ordnung gemacht hatte. Er vertiefte sich in diese Erinnerungen und vergaß darüber alles, was ihn kurz zuvor gequält hatte. Es kam sogar etwas wie Behagen über hin, während Sylvia so geräuschlos im Zimmer hantirte, und er schrak fast zusammen, als sie jetzt plötzlich in die Stille hinein: „Gute Nacht!" und sich zum Gehen wandte.

Er sprang auf, und es war ihm, als müsse er ihr noch etwas sagen, sie nach etwas fragen. Aber es war eine so unklare Empfindung, daß er nicht sofort die rechten Worte fand. Im nächsten Augenblick stand sie schon vor der Thür.

Verstimmt ging er nach seinem Zimmer, obwohl er gar keine Müdigkeit verspürte.

In dieser Nacht fand er keinen Schlaf. Immer wieder tauchte Lajas lockendes Gesicht von ihm auf, und ihre weiche Stimme beunruhigte sein Ohr. Dazwischen schob sich manchmal schüchtern Sylvias Bild, und dann griff ihm eine merkwürdige Angst ans Herz.

Auch Sylvia hatte am folgenden Morgen eine schlaflose Nacht hinter sich. Die guten Vorsätze, die Ergebenheit in das Schicksal, welche sie sich eingeredet hatte, ihre mühsam aufrechterhaltene Gleichgültigkeit, ja selbst die Ueberzeugung, daß es ihre Pflicht sei, das freiwillig gegebene Wort zu halten: alles das gerieth ins Wanken durch den gestrigen Abend.

Mußte sie es wirklich dulden, daß diese Frau als triumphirende Siegerin in ihrem eigenen Hause erschien und ihre giftigen Pfeile nach ihr schoß?

Und die Qual dieses Abends sollte sich nun wiederholen, so oft es Laja beliebte, nach Riedenau zu kommen?

Alles in Sylvia bäumte sich auf bei diesem Gedanken. Nein, das konnte, das wollte sie nicht länger ertragen! Wenn schon das Herz so geduldig wäre, sich mit Füßen treten zu lassen, ihr Stolz durfte das nicht zulassen.

Als der Morgen anbrach, war Sylvia entschlossen, Riedenau zu verlassen. Sie selbst wollte die Scheidung verlangen.

Fräulein Peters brachte den Thee und erschrak über das Aussehen der jungen Frau. „Frau Gräfin haben sicher schlecht geschlafen", sagte sie theilnehmend, „und hätten sollen noch ein paar Stunden zu Bett bleiben — das Wetter ist ohnehin trostlos!"

„Nein — nein", antwortete Sylvia, sich zu einem Lächeln zwingend, „ich fühle mich ganz wohl und habe auch zu thun.

Sie aß hastig ein paar Bissen. Dann setzte sie sich, während Fräulein Peters sich nebenan in der Garderobe zu schaffen machte, an ihren Schreibtisch und begann zu schreiben. Gleich sollte es geschehen, in aller Stille, ohne daß jemand ahnte, was sie vorhabe.

Erst an Großmama Mahrenberg. Es fiel ihr schwer, die nöthigen Worte zu finden, ohne den wahren Grund zu verrathen. Endlich gelang es doch. Sie habe Heimweh, die Luft in Riedenau bekomme ihr nicht, ob sie nicht vorläufig für ein paar Wochen nach Mahrenberg kommen dürfe? Das klang ganz harmlos. Großmama konnte ihr die Bitte kaum abschlagen. Und war sie erst dort, dann wollte sie die weiteren Schritte, die zur völligen Scheidung führen sollten, einleiten.

Aber niemand, auch Rainer nicht, sollte den wahren Grund erfahren. Darüber zu reden wäre für alle Theile zu peinlich gewesen. Das würde freilich schwer sein. Aber es mußte sich doch etwas finden lassen.

Sylvia stützte den Kopf in die Hand und dachte nach. Sie hatte nur ganz unklare Vorstellungen über Ehescheidungen. Jedenfalls würde man sie doch um die Gründe befragen. Was sollte sie angeben? Wenn der wahre Grund nicht zur Sprache kommen sollte, mußte doch ein anderer genannt werden. Aber welcher? Da tappte sie völlig im Dunklen.

Plötzlich fiel ihr Walter v. Sternberg ein. Der wußte doch alles, gegen den konnte sie offen sein, der würde ihr auch rathen und helfen.

Daß sie, wenn Walter ihr wirklich in der Sache half, dadurch sich und ihn in ein falsches Licht bringen könnte, kam ihr gar nicht in den Sinn. Sie hatte nie anders an ihn gedacht, als wie an einen Bruder, und er selbst hatte seine Liebe zu ihr sicher schon überwunden, nahm doch selbst die Fürstin an, daß er im Begriff stand, sich mit Lori Graden zu verloben.

So schrieb Sylvia denn noch einen zweiten, viel ausführlicheren Brief an Walter, worin sie ihm die wahren Gründe ihres Kommens nannte und ihn um Rath bat.

Als sie fertig war, rief sie Fräulein Peters. „Wann werden die Briefe von Riedenau zur Station geschafft?" fragte sie.

„Gewöhnlich Mittags. Der Herr Graf verschließt dann selbst den Postbeutel, und Martin fährt damit nach Rettenbach."

„Gut. Besorgen Sie diese beiden Briefe, und geben Sie acht, daß man sie nicht vergißt."

Dann war ihr leichter. Sie ging hinab in die Küche und machte sich allerlei im Haus zu schaffen, nur um nicht mehr Zeit zum Nachdenken zu haben.

Gegen Mittag ließ sich der Inspektor von Föhrenhain bei ihr melden.

Etwas verwundert empfing ihn Sylvia. Was wollte denn der Mann bei ihr? Warum ging er nicht zu Rainer? Dabei beschlich sie ein wehmüthiges Gefühl, wie immer, wenn der Name Föhrenhain an ihr Ohr schlug. Dort war sie ja so glücklich gewesen, und in der ersten Zeit ihrer Brautschaft hatte sie sich kindisch darauf gefreut, an Rainers Seite all die lieben Plätzchen ihrer Kindheit wieder aufzusuchen.

Damals gehörte Föhenhain noch den Gradens. Nun fiel ihr zum ersten Male wieder ein, daß es seitdem in ihren Besitz übergegangen war. Aber sie hatte es ja abgelehnt, es wäre ihr unmöglich gewesen, jetzt einen Fuß hinzusetzen.

Gleich die ersten Worte belehrten Sylvia, daß Rainer von ihrer Ablehnung keine Notiz genommen hatte. Der Inspektor kam zu ihr, weil sie doch die Besitzerin von Föhrenhain sei, und er ihre Entscheidung in verschiedenen wirthschaftlichen Dingen brauchte. Das Dach sei schadhaft und müsse ausgebessert werden. Auch in den Zimmern sei manches zu richten. Der Herr Graf habe seinerzeit durchblicken lassen, daß die Herrschaften im Sommer stets ein paar Wochen auf Föhrenhain zubringen wollten, und da müsse doch vorher manches in Stand gesetzt werden.

„Ich glaube nicht, daß wir nach Föhrenhain gehen werden", unterbrach Sylvia diese Auseinandersetzung. „Im übrigen wenden Sie sich mit allem an den Herrn Grafen. Ich habe damit absolut nichts zu schaffen."

Etwas verdutzt entschuldigte sich der Inspektor. Er habe geglaubt, daß die Frau Gräfin, weil es doch ihr Privateigenthum sei — aber nun wolle er natürlich zum Herrn Grafen gehen. Und er empfahl sich.

Rainer zog die Brauen finster zusammen, als er hörte, Sylvia habe den Mann an ihn gewiesen. „Bessern Sie das Dach aus. Alles andere mag bleiben, wie es ist", entschied er kurz.

Als er dann gegen Mittag die Briefe in den Postbeutel that, verfinsterte sich sein Gesicht noch mehr. Sylvias Brief an Walter v. Sternberg war der umfangreichste von allen. „Was zum Kuckuck braucht sie ihm ganze Bücher zu schreiben?" dachter er ärgerlich. „Und seit wann schreiben die beiden sich überhaupt?"

Während des Frühstücks hielt er noch an sich, und auch Sylvia aß stumm und hastig. Mit kurzem Gruß trennten sie sich unmittelbar darauf.

Aber beim Diner hielt er es nicht länger aus. Ihr Schweigen und die verträumte Art, mit der Sylvia zuweilen wie geistesabwesend vor sich hinstarrte, reizte ihn unbeschreiblich. Er suchte förmlich nach einem Vorwand, um sie aus diesem Schweigen herauszutreiben. Der Besuch des Föhrenhainer Inspektors bot dazu den besten Anlaß.

„Es ist außerordentlich liebenswürdig von dir", platzte Rainer los, sobald der Diener das Zimmer verlassen hatte, „daß du mich vor meinen Leuten Lügen strafst! Ich erkläre dem Inspektor, daß Föhrenhain dein Eigenthum ist, und daß er sich in allem an dich zu wenden hat, und du schickst ihn wieder zu mir!"

„Du wirst dich erinnern, daß ich dieses Geschenk ablehnte", erwiderte Sylvia ruhig.

„Du scheinst es dir ja förmlich zur Aufgabe gemacht zu haben, alles abzulehnen, was dir von mir kommt!"

Verwundert blickte Sylvia auf. „Ich wüßte nicht —"

„Aber ich weiß es! Oder hast du in der Zeit, seit wir verheirathet sind, etwa auch nur ein einziges Stück des Schmuckes getragen, den ich dir gab? Nichts trägst du an dir, als ewig diese Brosche von Walter Sternberg. Das ist sehr schmeichelhaft für mich!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Generalanzeiger (Nr. 216) wurden von einem Berliner Kaufhaus u. a. angewiesen: „Claire und perlgrau feste Damenleder-Handschuhe." Ob die Damen wirklich Handschuhe aus dem Leder . . . pardon! aus der Haut ihrer Geschlechtsgenossinnen tragen werden?

* * *

Der Magdeburger Generalanzeiger teilte in Nr. 245 mit: „Die schweizerische Militärbehörde hat sich zugunsten der Einführung des Kruppschen 13 Zentimeter - Mörders ausgesprochen" Dieser Ausdruck ist leider mehr richtig als falsch.

* * *

Die Klatschsucht legt ihre größten Eier mit Vorliebe in „kleine Nester."

* * *

Man hat nicht immer den Nutzen, wenn man den Profit hat.

* * *

Auf dem Spielplan der politischen Bühne steht jetzt: Wie denken Sie über Bulgarien? Hoffentlich wird diesmal kein Trauerspiel daraus.

* * *

Es ist viel leichter, zwanzig Personen zu raten, was sie tun sollen, als einer aus den zwanzig zu sein, um den gegebenen Rat zu befolgen.

Der entlarvte Heuchler.

Vermietherin (zum Studiosus, der sich in Gegenwart seines zum Besuch bei ihm weilenden Onkels ein Glas Wasser aus der Flasche eingießen will): „Nicht doch, Herr Spund, ich bring' Ihnen frisches . . . . dieses steht schon seit sechs Wochen in der Flasche!"